

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

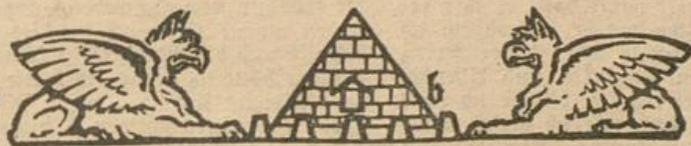
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

21.6.1931 (No. 25)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 25



21. Juni 1931

C. A. Boß / Die „Frau Gräfin“

Erinnerungen aus Alt-Baden, Napoleon und mir.

I.

La Comtesse de Bothmer
née Baronne d'Ende.

So liegt die altmodische Visitenkarte vor mir. Aus dünnem, steifem Karton, der auf der Vorderseite mit blau-weißem, gerilltem, wie Moiréseide glänzendem Papier überzogen. Darauf die Schrift: fettgedruckt, steil und ernst das „Comtesse de B.“, aber durch die zarten Schnörkel, die es wie ein duftiges Gewölbe umrahmen, wieder ins Weibliche gemildert, und darunter, gleichfalls wie symbolisch mit feineren, zierlichen Buchstaben: der Mädchenname.

In jedem Menschenleben stehen die Gestalten von Verwandten, Freunden, Bekannten, die es mit der Generation vor ihm wie durch Scharniere verbinden und in denen dann, gleich einem unsichtbaren elektrischen Strom, der Funke der lebendigen Tradition von Geschlecht zu Geschlecht überspringt. In meinem, der Generation von 1870 angehörenden Leben ist das stärkste dieser Scharniere, das die Brücke zu jenen schlug, „die Goethe und Napoleon noch gekannt haben,“ — die „Frau Gräfin“ gewesen. Ja, sie bedeutete für mich noch mehr: sie war gleichsam ein Gutloos, durch das ich, aus der bürgerlichen Kleinwelt heraus, in der ich geboren war und in der ich aufwuchs, zu einer völlig anders gearteten Gesellschaftsschicht hinausblickten konnte, über der noch etwas von dem Glanze und Zauber des ancien régime lag, — zu jener Welt des „Adels“, der in meiner Kindheit — jedenfalls in meinem heimischen Freiburg — noch ganz als eine übergeordnete und als solche anerkannte „Klasse für sich“ bestand. Diese Welt erschien damals meinem Kindergemüt durchaus als die höhere. Und sie tut's auch heute noch in der Rück Erinnerung. „Wenn ich die Wahl habe zwischen der Frau Salzinpektor Krüger und der Kaiserin von Rußland, so bin ich immer für die Kaiserin von Rußland!“, ist ein bon mot von Louis Schneider, dem alten Berliner Hoffchauspieler und Vorleser Wilhelm I. Und ich glaube, er hat recht gehabt. Der Unterschied zwischen Adel und Bürger besteht ja nicht in dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des „von“ oder sonstiger Titel — es gibt bürgerliche Adlige wie es verheiratete Junggesellen gibt — er liegt vielmehr im „Blickpunkte“: die bürgerliche Welt, der ich entstamme, sah die Dinge vorweg einmal die gesellschaftlichen, von unten nach oben, die des Adels von oben nach unten — und diese Verschiedenheit des Blickpunktes beschränkte sich natürlich nicht bloß auf das „Soziale“, sondern erstreckte sich auf die gesamte Weltanschauung.

„Bewundert viel und viel gescholten,“ dies Wort, mit dem sich Helena im zweiten Teile des Faust einführt, konnte auch hinsichtlich der Stellung der Frau Gräfin im Schoße meiner Familie gelten, und zwar das „Bewundertsein“ für den väterlichen, das

„Gescholtenwerden“ für den mütterlichen Teil. Bestimmt wurde diese Schätzung in erster Linie durch die Tatsache, daß die Gräfin gegen Ende ihrer vierziger Jahre vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. In der durch und durch katholischen Familie meines Vaters gab ihr das etwas von dem Heiligen einer Magdalena, wobei man den Nachdruck mehr auf das „Heilige“ als auf das „Magdalenische“ legte, während man umgekehrt in der Familie meiner Mutter, wo der Katholizismus meines Großvaters gegenüber dem Protestantismus meiner Großmutter ganz zurücktrat, geneigt war, in dem Uebertritt der Gräfin nur „wieder einmal“ den Schulfall einer nach bewegter Jugend „fromm“ gewordenen Weltkame bestätigt zu sehen. Besonders schlecht war die Frau Gräfin bei dem „major domus“ im Hause meiner mütterlichen Großeltern, der „alten Luis“, angeschrieben, von der ich hier in der „Pyramide“ schon einmal erzählt habe. Warum eigentlich, war unerfindlich, denn die Luis ist der Frau Gräfin kaum je begegnet. Es kam bei ihrer Abneigung wohl mehr die theoretische Auflehnung des Bürgers gegen den Adel zum Durchbruch, die in einem fast komischen Gegensatz zu dem Respekto stand, den die Luis ihm in praxi bezeugte und mit dem sie das Wort „Frau Gräfin“ selbst in diesem Falle Bothmer aussprach. (Aber auch sonst: z. B. bei der Erwähnung meines Urgroßvaters, der auf Grund eines russischen Ordens den persönlichen Adel befaßt hatte, vergaß sie nie das „von“ nachdrücklich zu betonen, obwohl das niemand anders in der Familie tat und auch mein Urgroßvater von dieser ephemeren Nobilitierung keinerlei Gebrauch gemacht hatte.)

Die Frau Gräfin lebte in der Zeit, als sie in meinen Gesichtskreis trat — zu Beginn der siebziger Jahre — in Offenburg, wo auch die verwitwete Mutter meines Vaters wohnte. Eine Kusine meines Großvaters war früher Gesellschaftsdame bei der Gräfin gewesen, im Laufe der Jahre aber hatte sich das Verhältnis zu eine enge Freundschaft umgewandelt, die auch meine Großmutter mit umfaßte, ja die Gräfin — ihr Mann war seit langem tot und sie besaß keine Kinder — hatte alles, was an Mütterlichkeit in ihr schlummern mochte, auf meinen Vater und seine Geschwister übertragen. Die militärische Laufbahn des letzteren, sein Eintritt beim Leib-Grenadier-Regiment in Karlsruhe war wohl überhaupt nur dank der finanziellen Hilfe der Gräfin möglich gewesen, und so nahm sie denn in meiner Familie — ganz abgesehen von dem Prestige ihrer Frömmigkeit — die aus Ehrfurcht und Liebe in einer ganz besonderen Mischung aufgebaute Stellung einer „Wohltäterin“ ein. (Die ist sie auch bis zu ihrem Tode geblieben; sie setzte meine Tante zu ihrem Erben ein und so sind die im nachfolgenden erwähnten Papiere usw. in meinen Besitz gekommen.)

Regelmäßig einmal im Jahre erstatteten meine Eltern mit mir der Gräfin einen Besuch in Offenburg ab, der mit dem Nimbus einer Wallfahrt umgeben war. Die alte Luis pflegte schon in gewöhnlichen Zeiten, sobald der Name der Gräfin fiel, von einer gewissen Nervosität erfaßt zu werden, die, wenn niemand „Fremder“ anwesend war (wozu sie ohne weiteres alle Mitglieder meiner väterlichen Familie zählte), meist in dem deutungsvollen Satze ihren Ausdruck fand: „Man weiß ja, weshalb Selbichte katholisch geworden sind!“ — eine Bemerkung, die ich wahrscheinlich gerade deshalb immer hörte, weil ich sie nicht hören sollte. Nahte sich dann aber die Zeit der Offenburger Reise, so wurde die Luis mir gegenüber ganz unverhohlen schlechter Laune. Sie behandelte mich noch strenger und rauher als gewöhnlich, als wolle sie mir dadurch gleichsam eine Hornhaut gegen die Gefahren anziehen, die mir in der Umgebung der „Selbichten“ drohten.

Für mich war natürlich diese Reise ein großes Ereignis. Schon allein, weil ich dazu den schwarzen Samtanzug anziehen durfte, auf den ich ganz besonders stolz war. Er besaß vorn an der Brust eine polnische Verschnürung und mein Vater hatte ihn mir aus Potsdam mitgebracht, wo er ein Jahr beim Lehrbataillon gestanden und sich wegen seiner Gesangesgabe des Wohlwollens der Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, erfreut hatte. Es ging sogar die Sage, daß der Prinz Waldemar von Preußen (ein früh verstorbener Bruder des Kaisers Wilhelm), den gleichen Samtanzug habe, dieser Prinz Waldemar, den ich im Geheimen mit der ganzen Glut meiner jungen Seele haßte, weil er mir bei jeder Gelegenheit als Muster vorgehalten wurde. Trotzdem ich viel eher ein zahmer, als ein wilder Junge war; dieser Prinz Waldemar weckte in mir die brutalsten Instinkte, und Abends, wenn ich sanft und rein zu Nacht gebetet hatte, pflegte ich mich noch in blutrünstige Phantasien zu ergeben, wie ich diesen Waldemar einmal überfallen und „verhauen“ könnte. Als ich dann später in der Geschichte von dem „falschen Waldemar“ hörte, war mir sofort klar, das konnte nur bei einem Waldemar vorkommen.

Je näher der Tag der aufregenden Fahrt in die Welt rückte, desto mehr häuften sich die Ermahnungen meiner Eltern zu Wohlverhalten, die mich aber eigentlich gar nicht einschüchterten, sondern nur noch die glückhafte Spannung auf die Reise steigerten. Es gibt elterliche Ermahnungen, die sicher zu allen Zeiten immer gleich waren, daneben aber hat jede Zeit ihre besonderen, die dann mit ihr austreiben. In meiner Jugend stand am höchsten im Kurse das immer wiederholte Gebot: „Die Füße nicht einwärts zu setzen.“ Man wußte schließlich gar nicht mehr, wo man sie lassen sollte, zumal, wenn man eigentlich, wie ich, gar keine besondere Neigung zu dieser verkehrten Fußstellung hatte.

Doch bevor ich von der Frau Gräfin weiter erzähle, wie sie in der Erinnerung meiner Kinderjahre steht, will ich kurz hierhersehen, was ich über den äußeren Verlauf ihres Lebens weiß. — Sie war im Jahre 1803 als Franziska Charlotte Freiin von Ende auf dem väterlichen Gut Großhehlen, dicht bei Celle in Hannover, zur Welt gekommen. (Ein seltsames Zusammentreffen wollte es, daß die erste außerbadische Garnison meines Vaters eben dieses Celle wurde, wo ich später meine glücklichsten Kinderjahre verlebte.) Ihre Eltern waren der „Königlich-Churfürstliche Oberappellationsrath Ferdinand Adolph Freiherr von Ende. (Hannover gehörte damals noch zu England, dessen König zugleich Kurfürst von Hannover war.) Die Mutter ist eine Freiin von Reichenstein gewesen, und ihre Büste aus weißem Biscuitporzellan mit dem schmalen Gesicht und der feinen Hafennase bildete noch lange nach dem Tode der Gräfin ein ängstlich gehütetes Kleinod in dem „Salon“ meiner Tante, bis es eines Tages dem unbarmherzig wie das Schicksal wallenden Staubwedel eines Schwarzwälder Dienstmädchens zum Opfer fiel. Auf dem vierundsechzig Ähnen weisenden Stammbaum der Gräfin, den ich als eine knorrige Eiche mit aufgehängten, die Namen tragenden Wappenschildern, auf altes Pergament gemalt, noch besitze, glänzen die bekanntesten Geschlechter der preussischen und sächsischen Geschichte, die Müllitz, Schulenburg, Schönberg, Bartensleben usw. Darunter der Urgroßvater der Gräfin: „Adolph Friedrich, Graf von der Schulenburg, Generallieutenant von der Cavallerie, Chef eines Regiments Kürassiere, Oberster des Regiments Grenadiere zu Pferde, Ritter des schwarzen Adlerordens, Erbherr ect., gefallen bei Mollwitz am 10. April 1741.“¹⁾

Mit sechzehn Jahren (1819) war die kleine Charlotte v. Ende schon Waise. Das Einzige, was ich aus ihrer Kindheit weiß, ist das, daß sie kurz vor dem Tode ihrer Mutter mit ihr in England war, dort dem gestürzten Napoleon (es kann nur 1815 nach

¹⁾ Als am Tage von Mollwitz, dieser „Jungfernschlacht“ des großen Friedrich, die Preussischen Schwadronen dem ersten Ansturm der übermächtigen Oesterreichischen Reiterei unterlegen waren, setzte sich Schulenburg, obwohl er schon beim ersten Angriff durch einen klaffenden Säbelstich dicht unter dem Auge schwer verwundet war, notdürftig verbunden, nochmals an die Spitze einer Schwadron, die Verzweiflung im Herzen, entschlossen die Ehre nicht zu überleben“ und ritt so dem Feinde entgegen, um aber bald schon, diesmal von einer Kugel zu Tode getroffen, vom Pferde zu sinken. (Koser, Geschichte Friedrich d. Gr. Bd. 1. S. 312.)

Waterloo gewesen sein, als Charlotte eben 13 Jahre geworden) einen Blumenstrauß überreicht hatte und dafür von ihm geküßt und in das Ohrläppchen gekniffen worden war. Ein Onkel, Freiherr Karl Wilhelm Adolph von Ende, der Zeremonienmeister an dem Hofe der Markgräfin Amalie von Baden war, nahm die elternlos Gewordene zu sich. Nach allem, was man von diesem Manne weiß, könnte er Schiller als Vorbild für den Hofmarschall von Kalb in „Kabale und Liebe“ gedient haben. Seine Fürsorge für die Nichte entsprang darum wohl weniger zärtlicher Verwandtenliebe als der geheimen Absicht, aus den gesellschaftlichen Gaben des jungen und lebenswürdigen Mädchens Vorteile für sich selbst und seine Hoffstellung zu ziehen. Ueber die seltsame Weise, wie er seine Nichte an den Hof der Markgräfin brachte, die damals abwechselnd in Karlsruhe und Bruchsal residierte, erzählt uns Karoline von Frenstedt in ihren „Erinnerungen aus dem Hofleben“:²⁾ „Im Augenblicke der Abreise nach Bruchsal brachte Herr von Ende, damals Ceremonienmeister und beim Großherzog sehr gut angeschrieben, es dahin, daß die Markgräfin auf Fürbitte der Prinzessin Amalie, welche von Ende durch seine Sunde gewonnen hatte, seine noch nicht ganz 16jährige Nichte aus Mitleid, weil sie eine Waise war und kein Obdach hatte, mit sich nach Bruchsal nahm. Das junge Mädchen war von ihrem Vater, und später von einer frömmelnden Dame erzogen oder vielmehr bei diesen aufgewachsen, ohne erzogen zu sein. Sie war voll Geist, einschmeichelnd im höchsten Grade und stets fröhlich und heiter, wie die Jugend es ist. Bald war sie der Liebling der Fürstinnen, die Königin von Schweden ausgenommen, die ihren Oheim nicht leiden mochte und auch sie stets kalt behandelte; aber Prinzessin Amalie und die Markgräfin konnten sie nicht genug um sich sehen. Letztere hätte sie gerne als dritte Hofdame gehabt, wenn dies nicht zu kostspielig für sie gewesen wäre. Dies war auch anfangs der Zweck des ränkefüchtigen Oheims.“

Der Hof der Markgräfin Amalie, an den die kleine Ende so plötzlich versetzt wurde, stellte zu Beginn des letzten Jahrhunderts etwas Einzigartiges dar, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Wohl war es nur ein kleiner Hof, nicht einmal ein „regierender“, aber die Markgräfin, die Witwe des ältesten Sohnes des ersten badischen Großherzogs Karl Friedrich, besaß in ihren weit- und hochverzweigten Familienbeziehungen „gleichsam ihr eigenes Reich, dessen Glanz ihren persönlichen Rang weit überstrahlte.“ Ihre Töchter saßen auf den Thronen von Rußland, Schweden, Bayern, Braunschweig und Hessen, ja sogar mit dem allerjüngsten Herrscherthron, dem der Bonapartes, verknüpfte sie — freilich sehr gegen ihren Willen — ein nahes Band: aus politischen Gründen hatte sie ihre Zustimmung zu der Vermählung ihres einzigen Sohnes, des Großherzogs Karl, mit Stephanie Beauharnais geben müssen, nachdem Napoleon ihre Einwendungen wegen mangelnder Ebenbürtigkeit mit der kurzen Wendung abgeferigt hatte: „Eh bien, je l'adopte!“ All die großen Figuren vom Welttheater der damaligen Zeit tauchten, bald kurz, bald lang, an dem kleinen Hofe der Markgräfin in Karlsruhe, Bruchsal oder Baden auf, angefangen mit dem allmächtigen Kaiser Alexander von Rußland bis zu der mystischen Prophetin Frau von Krüdener. Daß eine seltsame Fügung die junge Charlotte von Ende, die eigentlich bestimmt schien, als ein bescheidenes hannovrisches Landpomeränzen zu blühen und zu verblühen, in eine solche Umgebung führte, mochte vielen als ein fast märchenhaftes Glück vorkommen. Aber die Benedicte sollte gar bald die dunkle Rückseite dieser glänzenden Medaille kennen lernen.

Wie wir von Karoline von Frenstedt hörten, war der Versuch des Onkels Ende, seiner Nichte eine Hofdamenstellung bei der Markgräfin zu verschaffen, an der Finanzfrage gescheitert. Aber der Listenreiche wußte noch andere Wege. Oberhofmeister der Markgräfin war ein Graf von Bothmer, ein alter Junggeselle und Militär, „von redlichem Charakter, aber sehr beschränktem Geiste, mit unangenehmen, gemeinen Soldatenmanieren, dabei eigenfinnig und adelstolz im höchsten Grade.“ Diesen, für ein sechzehnjähriges Mädchen nicht gerade anziehenden Grafen (Karoline von Frenstedt nennt ihn 60jährig, tatsächlich aber war er damals erst 51 Jahre alt), suchte nun der Onkel für seine Nichte einzunehmen. „Der Graf“ — so erzählt Karoline weiter — „trat auch alsbald als alter Geck auf und spielte den Verliebten, worauf der Heiratsantrag folgte, der auch ebenso schnell angenommen ward. Anfangs machte das junge Mädchen zwar einige Schwierigkeiten, die Hofdame aber der Prinzessin Amalie, Fräulein von Bode, welche nicht ohne Reiz den Vorzug sah, den ihre Fürstin ihr gab, brachte durch ihre Ueberredung das Jawort von ihr heraus. Sowie aber die junge Braut dieses „Ja“ ausgesprochen hatte, wurde sie unartig und von eisiger Kälte gegen ihren Bräutigam, der Widerwillen artete sogar in auffallende Unhöflichkeit gegen ihn aus. Der alte Freier ließ sich dadurch nicht abschrecken und den 20. Juli 1820 ging die Vermählung vor sich. In den Gemächern der Markgräfin wurde die Trauung

²⁾ „Erinnerungen aus dem Hofleben“ von Freiin Karoline von Frenstedt, herausgegeben von Dr. Karl Ober, Heidelberg, Karl Winterische Buchhandlung, 1902.

vollzogen. Beim Abendessen, wo das Brautpaar den Ehrenplatz einnahm, konnte einem Wielands Gleichnis aus Oberon einfallen, wie „Januar und Mai“. Diese ungleiche Verbindung hatte auch, wie vorauszusehen war, später „unglückliche Folgen“.

Worin diese „unglücklichen Folgen“ bestanden, darüber schweigt sich unsere Memoirenschreiberin aus. Auch was ich sonst über den äußeren Verlauf von Charlottens Ehe weiß, gibt darüber keine Auskunft. Es sind nur karge Daten. Charlotte verbrachte die ersten 12 Jahre ihrer Ehe am Hofe der Markgräfin bis zum Tode der Fürstin 1832. Dann zog Graf Bothmer nach Offenburg, wo er im Jahre 1837 starb und Charlotte als eine 34jährige Witwe zurückließ. Jene Zeit am Hofe der Markgräfin bedeutete wohl die Glanzperiode im Leben der Gräfin. Ausgezeichnet durch ihren Rang als „Frau Oberhofmeisterin“ sich der Gunst ihrer fürstlichen Herrschaften erfreuend, in der frischen Blüte ihrer Jugend, ist sie gewiß mit ihrem Geiste, ihrer natürlichen Lebhaftigkeit und ihren vielfachen Talenten — sie zeichnete, malte, schauspielerte — ein „Star“ des Hofes gewesen.“ Aus dem Jahre 1828 berichtet Karoline von Freystedt: „Den 11. Juli kam die Königin von Bayern mit zwei Töchtern an, Prinzessin Luise als Braut ihres Vaters, des Herzogs Max.“ Es wurde Komödie gespielt: „Die Königin von Jechzehn Jahren“, welche Gräfin Bothmer darstellte, die sehr in dieser Rolle glänzte. Der Großherzog versäumte nie diese dramatischen Aufführungen, welche im ganzen erheiternd waren und Leben und Abwechslung in die große Einsamkeit des damaligen Daseins brachten.“ Diese Erzählung, die eigentlich der Schilderung einer Festlichkeit gilt, wirkt aber ein noch viel helleres Licht auf die nicht festliche Zeit, auf das Alltagsleben, am badischen Hofe. Karoline von Freystedt gebraucht dafür den Ausdruck „große Einsamkeit des damaligen Daseins“. Wir, denen die höfischen Rücksichten erspart sind, dürfen statt dessen wohl ohne Uebertreibung sagen: „Ungeheure Langeweile“. Und in der Tat: das Leben am badischen Hofe muß damals für eine junge, lebenslustige und geistig regsame Frau, wie

es Charlotte war, alles andere wie unterhaltend gewesen sein. Der Großherzog Ludwig, der ein Jahr, bevor Charlotte nach Baden kam, zur Regierung gelangte, war ein 56jähriger Junggeselle. Die Markgräfin, zu deren engerem Hofe Charlotte gehörte, war schon 66 Jahre und gerade jetzt setzten die schweren Schicksalschläge ein, die den Lebensabend der Fürstin verdüsterten und nach der höfischen Sitte auch das gesellige Leben in ihrer Umgebung mehr oder weniger still legten. Schon 1818 war ihr einziger Sohn, an dem sie mit stolzer Mutterliebe hing, der Großherzog Karl, an der Erbkrankheit der Familie, der „Wassersucht“, gestorben. Im Jahre 1823 folgte ihm, als ein Opfer der gleichen Krankheit, seine älteste Schwester Amalie, die, unverheiratet, immer an der Seite der Mutter gelebt hatte. 1826 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, wenige Monate nach ihrem, auch von der Markgräfin zärtlich geliebten Manne, dem Kaiser Alexander. (Elisabeth war die Lieblings Tochter der Mutter gewesen und, seitdem sie mit 13 Jahren nach Rußland kam, in einem fast täglichen Briefwechsel mit ihr verbunden geblieben.) Und im gleichen Jahre noch erlag auch die vierte Tochter, die Königin von Schweden, der „Wassersucht“. Dazu kamen bei der alternden Fürstin selbst körperliche Leiden aller Art, vor allem seit 1827 ein Augenleiden, das allmählich zu völliger Erblindung führte. Nur die, freilich bei dem großen Verwandtenkreise der Fürstin sich häufig wiederholenden Besuche der beiden ihr geliebten Töchter von Bayern und Hessen und der zahlreichen Enkelkinder, die dann mit allerlei Festlichkeiten gefeiert wurden, brachten einige Abwechslung an den immer stiller werdenden Hof.

Charlotte selbst hat uns in einer kleinen Novelle, — aber mit Pinsel und Wasserfarben — von diesem Hofleben erzählt, so anschaulich, daß man glauben könnte, mit dabei zu sein. Es ist ein kleines Aquarell von ihrer Hand, das einen Saal im Bruchhalsen Schloß mit der nächsten Umgebung der Markgräfin darstellt.“ Etwa von der Mitte des Raumes aus sieht man — halb schieß nach rechts hin — über das glatte Parkett des Vordergrundes hinweg in die hintere Hälfte des Zimmers hinein. Von der Decke hängen zwei große Kristall-Lustren, an den Wänden entlang stehen feine Empiresofas und -stühle, als einziger Schmuck nur zwei, fast vom Boden bis zum Plafond reichende Porträts in ganzer Figur, ein Offizier mit blauem Ordensband und eine Dame mit Federhut und Schal. (Später sah ich im Karlsruher Schloß die Originale: Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth von Rußland.) Dann rechts und links von einer offeneren Türe in der Mitte, durch die man in einen Nebenraum und von ihm wieder durch eine offene Türe in den nächsten sieht, zwei Gruppen von Personen.

Charlotte selbst hat uns in einer kleinen Novelle, — aber mit Pinsel und Wasserfarben — von diesem Hofleben erzählt, so anschaulich, daß man glauben könnte, mit dabei zu sein. Es ist ein kleines Aquarell von ihrer Hand, das einen Saal im Bruchhalsen Schloß mit der nächsten Umgebung der Markgräfin darstellt.“ Etwa von der Mitte des Raumes aus sieht man — halb schieß nach rechts hin — über das glatte Parkett des Vordergrundes hinweg in die hintere Hälfte des Zimmers hinein. Von der Decke hängen zwei große Kristall-Lustren, an den Wänden entlang stehen feine Empiresofas und -stühle, als einziger Schmuck nur zwei, fast vom Boden bis zum Plafond reichende Porträts in ganzer Figur, ein Offizier mit blauem Ordensband und eine Dame mit Federhut und Schal. (Später sah ich im Karlsruher Schloß die Originale: Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth von Rußland.) Dann rechts und links von einer offeneren Türe in der Mitte, durch die man in einen Nebenraum und von ihm wieder durch eine offene Türe in den nächsten sieht, zwei Gruppen von Personen.

Charlotte selbst hat uns in einer kleinen Novelle, — aber mit Pinsel und Wasserfarben — von diesem Hofleben erzählt, so anschaulich, daß man glauben könnte, mit dabei zu sein. Es ist ein kleines Aquarell von ihrer Hand, das einen Saal im Bruchhalsen Schloß mit der nächsten Umgebung der Markgräfin darstellt.“ Etwa von der Mitte des Raumes aus sieht man — halb schieß nach rechts hin — über das glatte Parkett des Vordergrundes hinweg in die hintere Hälfte des Zimmers hinein. Von der Decke hängen zwei große Kristall-Lustren, an den Wänden entlang stehen feine Empiresofas und -stühle, als einziger Schmuck nur zwei, fast vom Boden bis zum Plafond reichende Porträts in ganzer Figur, ein Offizier mit blauem Ordensband und eine Dame mit Federhut und Schal. (Später sah ich im Karlsruher Schloß die Originale: Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth von Rußland.) Dann rechts und links von einer offeneren Türe in der Mitte, durch die man in einen Nebenraum und von ihm wieder durch eine offene Türe in den nächsten sieht, zwei Gruppen von Personen.

Karoline von Freystedt erzählt einmal anlässlich des Besuches der Königin Hortense von Holland in Baden-Baden: „Von ihr sah ich zuerst Zeichnungen des Innern der Zimmer, die sie da und dort bewohnt hatte, welche Art nun so gewöhnlich geworden ist.“ — Dieser Mode mag wohl auch jenes Aquarell seinen Ursprung verdankt haben.

Fritz Kopp / Beim Regen auf der Tenne

„Au ihr, ich wüßte was,“ rief der Mäxel von Neunzig Schaufel herunter, auf welche bereits drei andere spannten, jeder soll sich was wünschen und wer es am besten kann, darf hernach gauntschen, bis er genug hat.“

„Oder,“ fiel der Besserwisser Daiger ein, „zunächst der Beste fünfzigmal, denn der Zweitbeste vierzigmal und so fort.“

„Zunächst werden Halmchen gezogen,“ bestimmte der Neunzig, und weil ihm nichts am Gauntschen lag, durfte er sie richten und schied aus.

„Nicht gucken,“ sagte er, aber ich wollte wetten, daß, wie wir uns umdrehen, der kniße Mäxel von der Schaufel herab spioniert hatte, darum zog er gleich das längste, und der Gangarten, weil er das kümmerlichste erwischte, wollte einfach nicht anfangen. Also tat ich ihm den Gefallen (weil mir so nicht viel am Gauntschen lag wegen dem Durmeligwerden hinterher), und wünschte mir: Eine goldene Eisenbahn in einem goldenen Wald.

Das hallo gleich. Der Mäxel wäre bald von der Schaufel gerutscht und der Besserwisser höhnte: „Was willst denn mit dem Dred anfangen, du Geheitel?“ währenddem es der Kellermil gar nicht so dumm fand, denn ich könne ja die ganze Herrlichkeit verklopfen, meinte er, und mir dafür anlegen „Herz was begehrt.“ Na ja, und wie dann mein Besserwisser ansing: „Ich wollte König sein von der ganzen Welt und alles müßte mir gehorchen. Meinest, wie ich dann dem Brodeckle täte alle Tage fünfundsanzig aufbrennen lassen bei Wasser und Brot, daß ihm das Krawattenschlenzen wohl verginge? Aber ihr bekämet es gut, jeden Tag Merinken und Schokoladefiguren, und der Neunzig würde später Husarenoberst und der Mäxel mein Oberstallmeister und die andern Korporale,“ da war das Grinsen an uns, und der Neunzig sagte: „Also das gilt nicht, sondern es darf sich jeder nur für sogleich was wünschen und nicht für später, wenn er uralt ist.“

Jetzt konnte es der Gangarten mit seinen Glühbaden nicht mehr verheben: „Also wollte ich, eine Milchpfanne wäre mein, so

groß wie diese Scheune da und wäre alle Tage gefüllt bis zum Rand und — — —“

„Ausreden lassen,“ machte der Neunzig, weil wieder alles grinte.

„Und dazu Dreibakenwecken, einen ganzen Sester voll.“

„Gilt wieder nicht, sondern man darf sich nur eines wünschen auf einmal.“

„Also täte ich die Milch abkochen und verkaufen und hernach die Pfanne ausscharren. Das gäbe Scharrete einen ganzen Gumpen voll und Geld für Weden hätte ich allemal übrig.“

„Sahaha,“ lachte die Barfüßerbande und schmachte vor Lust, denn Milchscharrrete war schon was besonderes; bekam darum auch die erste Nummer.

Und jeho kommt der Kellermil, dessen Vater Häner war und zehn Kinder hatte, und möchte, und möchte dem Bezirksarzt gehören. „Was ist jetzt da zu lachen; und es auch so gut haben und solche Klappwecken und Ei in Milch verkleppert zur Zehn Uhr-pause mitkriegen wie sein Achimchen. Ich wollte zum Mittag schon noch einbrennen, und mit dem Papa ausfahren und selber lenken dürfen und später auf's Gymnast und farbige Klappen tragen und darnach — — —“ studieren, wollte er noch sagen, aber der Neunzig fand es schon sowieso zu lang, und nun war es am Mäxel.

Der gab sich zunächst einen Stumper, daß seine großen Beher schier ans Scheunentor tupten, und lachte und schrie im Samen: „So wollte ich meiner Sex, daß alle Leute hier herum außer uns Fünfen auf einen Schlag für tot umfallen täten!“

So was!

Der Daiger schlug gleich ein Kreuz, der Gangarten blidte weinerlich daher, man kennt ihn ja, und gerade egal war es mir auch nicht. Ja, und wie dann der Neunzig fragte:

„Mäxel, deine Alten auch?“ gab sich der einen Rammer bis unter das Ziegeldach und krähte: „Da natürlich. Da gibt es

keinen Schiedunter und kein Pardon. Alle müssen dran glauben. Dafür kommt dann jeder von uns zu seinem Sach."

"Fitzgranate!
"Willst schlecken, läufst zum Zuckerbäcker. Brauchst eine neue Montur, beim Hugard hat's."

"Auch Reklamebildlen!" jubelte der Hangarten.

"Maffenbach!"

"Schnallenschuhe hätte man nötig."

"Kriegst."

"Eine Ankeruhr," rannzte der Neunzig.

"Kriegst."

"Zum Repetieren?"

"Mit Reichtziffern und Sprungblatt, verstoht sich."

"Gau!"

"Du, der Mil möchte ein Messer."

"Tun's vier Klängen?"

"Warum nit gar," lachte der Glückliche.

"Genehmigt," klang es aus der Höhe, dieweil unten alles strahlte und mir ein polierter Tanzknopf durchs Hirn surrte.

"Aber mir," fiel jetzt der Daiger ein, "mir müßte dann die Apotheke gehören."

"Meinet halben, bist ja so ein Pflastererschmierer und Wunderdoktor."

Großes Hallo. Er tat sich nämlich wunderwas auf seine Wissenschaft zu gut. Hatte der Schnepferles ihren Kater verdoktert und konnte Blut stillen.

"Langt es jetzt?" Nein, es langte ihm noch nicht. Er wollte auch noch den Hugardschen Laden dazu (weil er sich aufs Ellenmaß verstände).

"Geh Daiger, halt."

"Einen Tritt kannst kriegen."

"Von dir vielleicht?"

"Ja, vom Neunzig in seiner Scheune." Schon fing es an zu hageln, nachdem es sich eben ausgegeregnet hatte.

"Ruhel" donnerte es dazwischen, "ihr Rindsköpfe da unten. Doch, was ich noch sagen wollte —"

Er pendelte jetzt sanfter mit nur einem Bein, das andere aufs Brett gestemmt: "Wißt ihr auch, was sich der Mägel holen würde?"

"Was denn?" forchten vier Scheurenbüchler, auf den nas Falken Behen wechselnd.

"Die raffigsten Köpfer vom ganzen Ort."

"Gau!"

Dem Kroß seine drei Kappen, dem Kreuzwirt seine Braunen, die Scheden vom Dienst, das Pony vom Bezirksarzt und so fort.

"Unsern Hengst auch?"

"Wart doch ab," strampelte er. "Eine ganze Schwadron muß her, ein Zweierzug so lang, stellt euch vor, wie Hangartens Seilerbahn, und ich mit allen n'zig Tremmen in denen zwei Praken, Alterle, zuhinterst auf Neunzigs Schimmelhengst im Sattelstand. Und, alleh hopp, hopp!" Er stand hoch und zügelte n'zig Köpfer durchs Scheunentor hinaus.

"Herrschast, wenn die anfangen galoppieren, das gibt anders aus. Da wackeln die Buben, da donnert die Brücke, da stürzt das ganze Müntertal zusammen. Feurioh hohoho!"

"Ja und dann?" Es war mir so herausgeföhren und tat mir leid, denn mit dem Mägel war in dem Punkte nicht zu spaßen, und die andern wären bald über mich hergefallen. Ausgerechnet der Mägel mußte sie wieder zur Raifon bringen, indem er mir in aller Ruhe den Rat gab, ich möge mich mit meiner goldigen Eisenbahn heimtrollen und von der Mama aufs Häsele sehen lassen.

Herrschast, so ist schon lange nicht mehr gewiebert worden.

Der Hangarten stürzte vom Leiterbaum herab, um sich den Bauch zu halten, alles plärkte und krümmte sich, sogar die Hühner wurden davon angesteckt und fingen an zu gadern. Einzig der Kellermil, seit der Zeit auch mein Intimus, fand da gar nichts zu lachen, "denn," sagte er, nachdem sich die Rotte halbwegs beruhigt hatte, "geseht den Fall" (er hatte "sehr gut" im Deutschen), "es wäre an dem und käme ein jeder zu seinem Sach insolge Massentods auf Wunsch vom Mägel —"

"Eine Todsfünde," warf der Daiger ein.

"Egal, aber dann? Was sollte dann mit all den Leichen geschehen, so in den Häusern und auf den Gassen herumliegen und baldigst ansingen zu meucheln?"

"So, ja!"

Lag es an der Abendsonne, daß auf einmal alle so läßig schauten? Kalte Füße natürlich und eine Gänsehaut dazu.

"Mir langte es. Dem Apotheker schien es auch zu langen, indem er sich verdrücken wollte. Aber das gab es nun doch nicht. Der Mägel hatte so eine Art, durch die Zahnlücke zu strieben, wenn er in Wut geriet, wobei keiner verschont blieb, den er aufs Storn nahm. Und er machte alle Anstalten dazu."

"Ihr einfältigen Kerle ihr," fing er an, kopfabwärts in den Seilen hängend, "wer sagt denn, daß die Leute nicht wieder aufstehen dürften, nachdem wir genug gegripft hätten —"

"Ach so?"

"Und meine Klepper ansingen, schlapp zu machen."

"Also nur scheintot?" atmete alles auf.

"Ist doch klar, ihr Kameler, und hinterher wäre alles beim Alten und könnte ein jedes da weitermachen, wo es aufgehört hat, verstanden."

"Welt, wie beim Dornröschen?" Ich hatte mich wiederum verschnappt und erntete dafür einen unterischlächtigen Scheelbild und eine lange, rote Zunge, die in der Luft gaultete.

"Wundern sollte mich's nur," meinte jetzt der Neunzig, "was unser Schullehrer zu alledem zu melden hätte?"

"Dunnerschlag, der mit seinen ewigen Verwarnungen und Strafpredigten."

"Was wollte er viel sagen?"

"Unerhört!" würde er knurren, "da steckt doch sicher wieder der Mägel dahinter, denn mich hätte er gefressen."

Sprach's, tippte bodenwärts und gab endlich die Schaukel frei, auf welche nachgerade niemand mehr verlesen war; denn die Geschichte war auch ohnedem anstrengend genug gewesen, und der Magen forderte gebieterisch sein Recht, wie mein Intimus auf dem Heimgang bedeutete.

Max Dennig / Drei Gedichte

Das Schachspiel.

Der Spiele Krone bist du, königliches Schach,
und treues Bild des Lebens und der Welt —
wie sie bist Walfahrt du, ein blutig Feld,
gefüllt mit Klage, Siegruf, Schwertgetrach.

Die Aeder läßt der Bauer liegen brach
und schwingt die Sense, doch schon um ihn gelst
der Reiter Schlachtruf, bis sie schmetternd fällt
der Türme grob Geschoh. Der Feind drängt nach,

und feig zurück schon längst der König wich.
Da schreitet stolz die Königin in den Streit,
und sie, die Frau, reißt kühn den Sieg an sich.

O königliches Schach — wie führst du weit
hinein ins rätselhafte Leben mich:
Durch dich bin ich zum Kampf mit ihm bereit!

Die Seele.

Im Dröhnen der Maschinen
fliegt irr die Seele umher,
und einen Ort zur Ruhe
findet sie nicht mehr.
Von allen Plätzen weist sie
kühl der Geist
und scheucht sie fort ins Elend,
wo einsam und verwaist,
sie stößt auf eisiges Lächeln
in ihrer Not —
Da verzweifelt die arme Seele
und flattert in den Tod.

Dem Ende zu.

Schon rücken langsam wir in jene Reihe,
woraus der Tod die meisten Dofer rafft,
und immer öfter sehen wir mit Grausen,
daß in ihr wieder eine Lücke klast.

Hier schleicht ein Freund sich mühsam aus der Reihe,
dem er mit kalten Fingern griff aus Mark,
dort schwankt zum Friedhof, was wir einmal liebten,
wie lang ist's her? — in einem düster'n Sarg.

Wir kämpfen nur noch auf verlornem Posten,
und bald erlahmt des Lehten müde Wehr:
Was liegt daran, kühn über uns're Gräber,
stürmt immer wieder vor der Jugend Heer.